Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 53 (1997)
Heft: 4

Artikel: Das Fremde im eigenen Land lernen
Autor: Adamzik, Kirsten
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421746

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Fremde im eigenen Land lernen

Zu Sprachgebrauch und Spracheinstellungen von Genfer Germanistikstudenten

Von Kirsten Adamzik

Die Schweiz gilt bekanntlich als das mehrsprachige Land, in dem die verschiedenen Sprachgruppen besonders friedlich koexistieren, die Mehrsprachigkeit also kaum als ein konfliktuelles Element gelebt wird. Als ein Grund für diesen Sachverhalt wird im allgemeinen das Territorialitätsprinzip genannt, das verhindert, dass die einzelnen Sprachgruppen in potentiell konfliktäre Interaktionen miteinander treten: jedem wird sein (Sprach-)Raum gelassen, und man passt sich der im Wohngebiet herrschenden sprachlichen Mehrheit an. Garant für die sprachliche Anpassung an die Wohnbevölkerung ist u.a., dass – bis auf Ausnahmen – der Schulunterricht prinzipiell in der Umgebungssprache erfolgt und andere Sprachen (auch die anderen Landessprachen) dort nur als Fremdsprachen vermittelt werden.

Nun hat das Territorialitätsprinzip im Bereich der Verwaltung zweifellos sein gutes Recht. Was jedoch den Schulunterricht angeht, so kann man sich fragen, ob durch eben dieses Prinzip nicht die Chance vergeben wird, die ein mehrsprachiges Land bietet. Niemand bezweifelt mehr, dass der gesteuerte Fremdspracherwerb im Schulunterricht zu weit weniger guten Ergebnissen führt als der Fremdspracherwerb im natürlichen Kontext, in der alltäglichen Interaktion mit Muttersprachlern oder auch im Rahmen von Immersionsprogrammen, in denen eine Fremdsprache zur Kommunikation im Sachunterricht verwendet wird. Könnte nicht in einem mehrsprachigen Land mit doch relativ hoher Mobilität die natürliche Anwesenheit von Personen verschiedener Landessprachen besser genutzt werden, um den natürlichen Fremdspracherwerb zu begünstigen? Der Einwand gegen einen solchen Vorschlag liegt auf der Hand: Denn wir wissen alle, dass trotz des Sprachfriedens latent sehr wohl Konflikte zwischen den Sprachgruppen bestehen und dass diese auch sehr schnell virulent werden, und zwar nicht zuletzt, wenn es um Überlegungen zum schulischen Sprachunterricht geht. Diskussionen etwa zur Einführung des allemand précoce bzw. des Frühfranzösischen in der Primarschule lösen regelmässig heftige Debatten aus, und auch die herkömmliche Praxis, nach der der Unterricht in einer zweiten Landessprache bis zur Matura erteilt wird, stösst immer wieder auf Widerstand. Dass das Deutsche z.B. in Genf zu den unbeliebtesten Schulfächern gehört, ist schon ein Gemeinplatz geworden. Die Frage, ob sich die Schüler (und Lehrer) denn wirklich bis zur Matura in diesem ungeliebten Fach «quälen» müssen, wird dementsprechend mit schöner Regelmässigkeit diskutiert und nicht selten emphatisch verneint.

Wer spricht wann was?

Angesichts dieser Situation ist es nun interessant, sich einmal die Frage zu stellen, wie es um den Sprachgebrauch und die Spracheinstellungen in einem Sonderbereich, dem akademischen Unterricht, steht. Die Faculté des Lettres der Universität Genf ist hierfür ein besonders geeignetes Untersuchungsfeld, denn sie verfolgt nicht nur (wie auch andere Schweizer Universitäten) das Prinzip, dass Fremdsprachen von Muttersprachlern und in der Fremdsprache unterrichtet werden, sondern verlangt auch, dass von den drei geforderten Studienfächern eines eine Fremdsprache sein muss. Infolgedessen werden die Studenten hier in mindestens einem Studienfach in ein «Sprachbad» getaucht, wobei die Fremdsprachen nicht in erster Linie Gegenstand, sondern Medium des Unterrichts sind. Welche Konsequenzen hat dieses Prinzip in einem frankophonen «Territorium», in dem nach der Eidgenössischen Volkszählung von 1990 immerhin 14% der Wohnbevölkerung Deutsch als ihre Hauptsprache, die im Erwerbsleben oder zu Hause verwendete Sprache angeben? Stimmt es, dass – wie böse Zungen behaupten – eigentlich nur Deutschsprachige dieses Studium bis zur Lizenz absolvieren können, weil die Anforderungen für Frankophone einfach zu hoch sind? Wird im universitären Rahmen die Möglichkeit genutzt, die Fremdsprache auch ausserhalb des Unterrichts in natürlichen Alltagssituationen zu verwenden? Und wie steht es mit dem Gebrauch des Dialekts und der Einstellung dazu – ist Deutsch an der Genfer Universität das sogenannte bon allemand oder eine Enklave, in der sich die aus der Deutschschweiz Migrierten gern zusammenfinden?

Um Antworten auf diese Fragen zu finden, haben wir am Deutschen Département eine Umfrage unter den Studierenden durchgeführt, deren Ergebnisse hier kurz zusammengefasst werden sollen. Der Auswertung liegen Fragebogen von knapp 70 Personen zugrunde, die ungefähr 40% der Studierenden entsprechen.[1]

Zunächst interessierte uns der sprachliche Hintergrund, aus dem die Studierenden stammen. Dabei erwies sich als besonders bemerkenswert der geringe Anteil von Personen, die in sprachlich homogenen Familien leben, Familien nämlich, in denen die Hauptsprache der befragten Person, die (hier der Einfachheit halber erfragte) Muttersprache der Eltern und die Sprache, die die befragte Person mit Geschwistern, dem Partner und eigenen Kindern spricht, dieselbe ist. Dies gilt nur für gut ein Fünftel aller Personen. Zu einem etwas höheren Anteil, nämlich ca. 25%, stammen die Personen, die Französisch als ihre Hauptsprache bezeichnen, aus einer sprachlich homogenen Familie. Von der Gesamtzahl der Personen kommen nur ca. 13% aus homogen frankophonen Familien.

Bei den Deutschsprachigen ist der prozentuale Anteil an Personen aus sprachlich homogenen Familien mit etwa einem Drittel prozentual höher, es handelt sich bei diesen Personen jedoch ausschliesslich um solche, die zum Zwecke

des Studiums in den französischen Sprachraum gekommen sind. Anders gesagt: Aus einer homogen deutschsprachigen, in Genf ansässigen Familie kommt keine einzige der befragten Personen, d.h. die Assimilation der eigenen bzw. der Familiensprache an die Umgebungssprache, wie sie das Territorialitätsprinzip ja auch anstrebt, ist nach diesen Befunden bei den Genfer Deutschstudierenden ausserordentlich hoch. Bei drei Deutschsprachigen ist der teilweise Wechsel der Familiensprache, also der Übergang zu einer gemischtsprachigen Familie, lediglich durch den Partner bedingt, die Herkunftsfamilie ist also homogen. Dabei wird einmal die deutsche Sprache mit den Kindern beibehalten, einmal wird zum Französischen gewechselt, im dritten Fall gibt es (noch) keine Kinder.

Unter den 13 Personen, die Französisch als ihre Hauptsprache angeben, bei denen dies jedoch nicht die mit allen Familienmitgliedern gesprochene Sprache ist, sind es fünf, die wiederum mit dem Partner eine andere Sprache sprechen (3× Deutsch, 1× Englisch, 1× Spanisch). Ansonsten ergibt sich ein buntes Bild beteiligter Sprachen: Spanisch, Baskisch, Kroatisch, Vietnamesisch, Italienisch, Schwedisch. Nur in einem Fall wurden dabei die Muttersprachen eines Elternteils (Finnisch und Schwedisch) überhaupt nicht an das Kind weitergegeben.

Die grösste Untergruppe (23) stellen Personen, die Französisch als Hauptsprache angeben, bei denen aber mindestens ein Elternteil deutschsprachig ist (es handelt sich in zwei Dritteln der Fälle um Schweizerdeutsch). Davon wechselt knapp die Hälfte im Umgang mit den Eltern vollständig zum Französischen. Mit mindestens einem Elternteil ausschliesslich bei Deutsch bleibt nur ein Fünftel der Personen; diese gehen jedoch allesamt mit den Geschwistern zum Französischen über. Lediglich zwei Personen, die mit den Eltern teils Schweizerdeutsch, teils Französisch sprechen, benutzen beide Sprachen auch gegenüber den Geschwistern.

Insgesamt kann man damit feststellen, dass die quantitativ doch recht beachtliche Gruppe von Personen, die die sprachlichen Verhältnisse in der Familie nutzen könnten, um auch im Alltag die studierte Sprache zu verwenden, von dieser Möglichkeit nur wenig Gebrauch macht. Als bei weitem stärkerer Faktor für die Sprachwahl wirkt sich offenbar die Umgebungssprache aus.

Kommunikation auf deutsch ausserhalb des Unterrichts?

Interessant ist nun weiter die Frage, inwieweit die besondere Sprachsituation am Département genutzt wird, um Deutsch zur Kommunikation ausserhalb des Unterrichts zu verwenden. Die Möglichkeit dazu ist in der Tat gross, denn fast alle Lehrpersonen sind muttersprachlich deutsch, und die mehrsprachigen unter ihnen beherrschen diese Sprache perfekt. Auch unter den Studierenden befindet sich ein erheblicher Anteil von Personen, die aus zum Teil

deutschsprachigen Familien stammen. Und schliesslich ist die Unterrichtssprache, wie gesagt, ausschliesslich Deutsch. Die Studierenden wurden daher befragt, wie sie vor und nach den Lehrveranstaltungen mit den verschiedenen Personengruppen sprechen.

Dialekt oder Standardsprache?

Zunächst zum Dialekt: Man könnte vorgängig annehmen, dass Personen mit Dialektkompetenz diesen selbstverständlich nicht gegenüber Bundesdeutschen und Frankophonen verwenden. Dies ist auch tatsächlich fast durchgängig der Fall. Lediglich eine Person gibt an, gegenüber frankophonen Studenten – «selten» – auch den Dialekt zu benutzen (gegenüber deutschen Studenten und Lehrkräften tut sie dies dagegen «nie»). Als ganz selbstverständlich sollte man diesen Befund dennoch nicht auffassen, ist es doch gerade dieses Verhalten, das verhindert, dass mit der Zeit auf natürlichem Wege mindestens eine passive Dialektkompetenz aufgebaut und damit den in der Romandie ansässigen Nichtdialektsprechern ein Zugang zur üblichen Sprache der grossen Mehrheit des Landes eröffnet wird. Verhindert wird der Aufbau einer solchen Kompetenz aber noch durch ein weiteres: Anders als in der deutschen Schweiz, wo kein Bundesdeutscher oder Nichtdeutschsprachiger umhinkommt, mit dem Dialekt vertraut zu werden, weil ihn die Deutschschweizer untereinander benutzen, hat man im deutschen Département der Genfer Universität wenig Gelegenheit, Dialekt zu hören. Lediglich diejenigen, die in der deutschen Schweiz aufgewachsen und zum Studieren nach Genf gekommen sind (dies sind aber nur wenige), benutzen mit anderen Dialektsprechern «meist» den Dialekt. Betrachtet man dagegen die Personen mit Französisch als Hauptsprache, die den Dialekt beherrschen und zum Teil in der Familie benutzen, so wird dort überwiegend angegeben, dass der Dialekt in der Universität «nie» benutzt wird. Wenn man ihn doch – allerdings «selten» – gebraucht, dann offenbar eher noch mit Studierenden als mit Lehrkräften.

Deutsch oder Französisch?

Wie steht es nun mit der Wahl zwischen Deutsch und Französisch? Abgesehen von den im deutschen Sprachraum Aufgewachsenen, die gegenüber anderen Deutschsprachigen Französisch nur zum Teil oder selten verwenden, ergibt sich ein sehr eindeutiger Befund: Die Sprachwahl hängt weniger von der Muttersprache des anderen als von seiner sozialen Rolle ab: Ebenso regelmässig wie Französisch gegenüber den Studierenden (auch deutschsprachigen) bevorzugt wird, benutzt man gegenüber den Lehrkräften bevorzugt oder «immer» Deutsch. Dies zeigt, dass das Deutsche klar als Sprache des Unterrichts und der Unterrichtenden (selbst wenn diese gute oder perfekte Französischkenntnisse haben) behandelt wird. Die Chance, an der Universität auch ausserhalb des Unterrichts die Studiensprache zu verwenden, wird ebenso wenig

genutzt wie in der Familie. Eher machen die Studierenden dann schon von einer besonderen, autonomen Lernform, dem Tandem, Gebrauch, um in ausserunterrichtlicher Situation Deutsch zu sprechen.

Deutsch als Unterrichtssprache?

Ebenso klar wie ausserunterrichtlich das Französische vorherrscht, wird nun das Deutsche als Unterrichtssprache akzeptiert, ja sogar reklamiert. Nicht zuletzt aufgrund des häufigen Hinweises von Frankophonen, sie würden im Unterricht deshalb nicht viel sprechen, weil sie (noch) Mühe mit dem Deutschen hätten, wurde auch die Frage gestellt, ob man unter Umständen im Unterricht oder bei schriftlichen Aufgaben auch Französisch benutzen dürfen sollte. In der Tat kann man sich ja fragen, ob die hohe Anforderung des durchgängigen Gebrauchs der fremden Sprache die Studierenden – zumindest am Anfang – nicht doch überfordert. Die Antworten zeigen jedoch hier eindeutig, dass das Prinzip der Immersion auf ausserordentlich hohe Akzeptanz stösst. Was das Schriftliche angeht – immerhin der Bereich, der die grössten Anforderungen stellt – so ist der Wunsch, «auf gar keinen Fall» Französisch zuzulassen, sogar noch ausgeprägter als in bezug auf das Mündliche. Interessant ist dabei, dass Studierende aus homogen frankophonen Familien zu über 80% «auf gar keinen Fall» französisch schreiben dürfen wollen, während Frankophone aus Familien mit deutschsprachigem Elternteil nur in zwei Dritteln der Fälle diese Antwort gegeben haben. Was den mündlichen Sprachgebrauch angeht, so ist zweierlei hervorzuheben: Erstens wird die Antwort, man möge «eventuell» auch Französisch zulassen, häufig mit der Bemerkung kommentiert, dies solle nur ausnahmsweise vorkommen und ausschliesslich der Verständnissicherung dienen; ein Wechsel der Unterrichtssprache zur Umgebungssprache wird also strikt abgelehnt. Zweitens findet man in diesem Bereich den einzigen Fall, wo bei der Frage, ob man «dürfen sollte», «unbedingt» angekreuzt ist. Diese Antwort stammt von einem Deutschsprachigen. Wenngleich es sich hier um eine Ausnahme handelt, wird die Tendenz, dass Deutschsprachige eher geneigt sind, in der mündlichen Unterrichtskommunikation Französisch zuzulassen, auch durch die quantitative Verteilung der Antworten «eventuell» und «auf gar keinen Fall» bestätigt. Mit nur 33% «auf gar keinen Fall» stellen die Deutschsprachigen klar die niedrigsten Ansprüche. Wiederum zeigt sich, dass die aus homogen frankophonen Familien stammenden Studierenden mit zwei Dritteln die höchsten Ansprüche stellen, während Frankophone mit deutschem Hintergrund die Wahl des Französischen nur zu 48% eindeutig ablehnen. Insgesamt könnte man diesen Befund dahingehend deuten, dass bei der Sprachwahl ein Prinzip zugrundegelegt wird, das man als «Schutz des schwächeren Partners» oder auch als «Respekt vor der Muttersprache des anderen» bezeichnen könnte.

Interesse für Dialekt?

Ob diese Deutung auch bei der Frage gültig ist, ob man Frankophonen den Dialekt «zumuten» sollte, ist da schon fraglicher. Auf die Frage, was man von Dialektkursen mit dem Ziel, einen Dialekt ansatzweise zu verstehen, halte, antwortet die Gesamtheit der Personen mit Deutsch als Hauptsprache zu mehr als einem Drittel, dies sei «völlig überflüssig», während dieses Urteil nur von 10% der Nichtdeutschsprachigen gefällt wird. Für die erste Gruppe ergibt sich allerdings ein eindeutiges Gefälle zwischen Deutschschweizern und anderen Deutschsprachigen. Kurse zum Zweck passiver Dialektbeherrschung halten zwei (von allerdings insgesamt nur drei) Bundesdeutschen, aber nur 25% der Deutschschweizer für «völlig überflüssig». Bei der Frage, wie nützlich Kurse zur aktiven Dialektbeherrschung seien, verändert sich allerdings das Bild: Während drei Viertel der Deutschschweizer dies für «völlig überflüssig» halten, bleibt es bei den anderen Deutschsprachigen bei den 67%. Ein Deutschschweizer äusserte schlichtweg, dass diese Frage «ihn nicht betreffe».

Dass auch bei der Skepsis gegenüber dem Nutzen von Dialektkursen auf Seiten der Deutschsprachigen zum Teil die Sorge, dem anderen zu viel zuzumuten, eine Rolle spielt, steht ausser Frage. Eine Deutschschweizerin äusserte sogar ausdrücklich ihr Befremden darüber, dass man diese Frage überhaupt diskutiert, und warnt eindringlich davor, solche Kurse verbindlich zu machen (wovon natürlich gar nicht die Rede war). Dennoch dürfte der Kommentar einer Frankophonen einschlägiger sein: «Dialektkurse? Von mir aus wäre es sehr gut, aber in der deutschen Schweiz wird es meist schlecht aufgenommen (sie sprechen dann Französisch oder glauben, man macht sich lustig)» – ein sehr bekannter Eindruck und anscheinend doch kein blosses Vorurteil.

Was jedenfalls die Genfer Studierenden angeht, so übertreffen die Frankophonen ihre deutschsprachigen Kommilitonen bei weitem in ihrem Dialektinteresse. Für «gut», «sehr gut» oder gar «unbedingt notwendig» halten über 80% von ihnen Kurse zur passiven Dialektbeherrschung, immerhin noch zwei Drittel sogar solche zur aktiven Dialektbeherrschung. Auch bei der allgemeinen Frage danach, wie erwünscht Lehrveranstaltungen zu den regionalen Varietäten der deutschen Sprache sind, zeigen die Frankophonen grösseres Interesse als die Deutschsprachigen.

Akzentfrei sprechen?

Lässt sich dieses Interesse als ein rein akademisches betrachten, oder wie steht es mit der Akzeptanz regional gefärbter Sprache in verschiedenen Kommunikationsbereichen? Auch hierzu wurden die Studierenden ausdrücklich befragt. Wenngleich die Ergebnisse hier weniger eindeutig sind, zeigt sich doch auch in diesem Bereich bei den Frankophonen eine grössere Toleranz, als man hätte erwarten können. Dass man sich in den Massenmedien «unbe-

dingt» um Standardsprache bemühen, also möglichst «akzentfrei» sprechen sollte, meint nur ein gutes Drittel der homogen Frankophonen, während die Frankophonen mit deutschsprachigem Hintergrund bei fast 60% liegen. Nur in diesen beiden Gruppen gibt es sogar eine Minderheit, die «auf gar keinen Fall» eine Anpassung an die Standardsprache befürwortet.

Lediglich bei der Situation Alltag im eigenen Sprachgebiet lehnen die Deutschschweizer erwartungsgemäss mit 89% am eindeutigsten eine Anpassung an die überregionale Standardsprache ab. Die homogen Frankophonen geben aber immerhin auch zu etwa zwei Dritteln dieselbe Antwort. Lediglich die Bundesdeutschen betrachten ein Bemühen um die Standardsprache auch im Alltag im eigenen Sprachgebiet durchgängig als wünschenswert.

In bezug auf die Alltagssprache im fremden Sprachgebiet übertreffen die Frankophonen die Deutschschweizer wiederum in der Akzeptanz der regionalen Sprachform. Nur von den Bundesdeutschen lehnt niemand das Bemühen um die Standardsprache vollkommen ab. Auch bei der Unterrichtssprache erweisen sich die Bundesdeutschen als besonders normorientiert. Sie halten ein Bemühen um die Standardsprache sowohl im muttersprachlichen als auch im fremdsprachlichen Unterricht samt und sonders für «sehr» oder «ziemlich wichtig». Deutschschweizer tun dies dagegen am wenigsten, nämlich nur zu 55 bzw. 66%. Die Frankophonen liegen zwischen beiden Extremen, sind aber die einzigen, bei denen eine Minderheit das Bemühen um die Standardsprache für «überhaupt nicht wichtig» hält.

Um es bei dieser Frage nicht allein bei der «Theorie» zu belassen – schliesslich kostet es nicht viel, grundsätzlich seine Toleranz zu zeigen, was aber noch nicht heisst, dass diese auch in der Praxis durchgehalten werden kann –, wurde schliesslich auch noch konkret gefragt, ob die Sprachfärbungen bei den Unterrichtenden wahrgenommen und gegebenenfalls als störend empfunden werden. Dabei zeigt sich zunächst, dass sich die frankophonen Studierenden im allgemeinen lediglich in bezug auf «schweizerisch vs. nicht-schweizerisch» ein Urteil zutrauen. Auf eindeutige Ablehnung stösst diese regionale Färbung jedoch selten. Mehrfach wird das Schweizerisch als «zuerst eher witzig» und auf jeden Fall gewöhnungsbedürftig erklärt, häufiger jedoch wird ausdrücklich ein positives Urteil gefällt: «Je mehr die Studenten mit der germanophonen Realität in Kontakt sind, desto besser!», «Es ist viel interessanter, Enseignants aus verschiedenen Regionen zu haben.» Bis auf wenige Ausnahmen wird im übrigen die Sprachfärbung vor allem als potentielles Verständnisproblem, nicht als grundsätzlich abzulehnendes Phänomen behandelt. Dabei ist im übrigen einem «zu starken deutschschweizer Akzent» als Verständnishemmung durchaus auch die Eigenart der «schneller sprechenden» und weniger französische Ausdrücke gebrauchenden Standardsprache-Sprecher als Problem an die Seite zu stellen. In dieser generell hohen Akzeptanz der regionalen Färbung von Schweizerdeutsch-Sprechern sind sich die Frankophonen übrigens für einmal mit den Deutschsprachigen einig. Auch von diesen wird

die regionale Vielfalt eher als «Bereicherung» angesehen und nur selten das Schweizerische als «weniger professionell» oder «nicht so elegant» abgelehnt.

Fazit

Welches Fazit ist nun aus diesen Ergebnissen zu ziehen? Als bedenkenswert ist zunächst festzuhalten, dass der Respekt gegenüber der Muttersprache des anderen – eine im Prinzip natürlich ausserordentlich positive Einstellung – auch seine Schattenseiten hat: Er erleichtert den Erwerb der Fremdsprache nicht, und am effektivsten ist der Erwerb einer fremden Sprache nun einmal, wenn der Lerner Gelegenheit bekommt, in möglichst vielen und gerade auch entspannteren Situationen wie der Alltagskommunikation, diese Sprache zu hören und aktiv zu benutzen. Dies gilt für den Spracherwerb schlechthin. Ein besonderes Problem ergibt sich jedoch noch, wenn die im Alltag benutze Sprache von der in Unterrichtssituationen vermittelten stark abweicht, was natürlich in der deutschen Schweiz mit ihrer Diglossiesituation der Fall ist. Denn die Schweiz ist ja nicht nur ein für die friedlich gelebte Mehrsprachigkeit bekanntes Land, sondern auch das (teilweise) deutschsprachige Land, in dem die regionale Sprachvarianz die grösste Rolle spielt. Hier besteht nun die Gefahr, dass ein – durchaus gut gemeinter – «Respekt vor dem Schwächeren» diesem den Zugang zur regionalen Sprachform versperrt. Als problematisch ist dies dann anzusehen, wenn auf seiten der Lernenden durchaus Interesse an einem solchen Zugang bekundet wird, und die Ergebnisse unserer Befragung lassen darauf schliessen, dass dieses Interesse tatsächlich weit ausgeprägter ist, als die Deutschschweizer annehmen.

Selbstverständlich bilden die frankophonen Deutschstudierenden keinen repräsentativen Ausschnitt aus der Gruppe der Romands insgesamt, eine grundlegend positive Einstellung zur deutschen Sprache ist bei ihnen allemal vorauszusetzen. Dennoch könnte unsere kleine Erhebung doch auch für einen weiteren Bereich eine gewisse Relevanz haben. Zustande kam diese Erhebung nämlich aufgrund des diffusen Eindruckes, dass der Sprachgebrauch an unserem Département für die Frankophonen vielleicht doch ein gravierendes Problem darstellt, ein Eindruck, der sich natürlich ergab aus den immer einmal wieder spontan erfolgenden «kritisch-klagenden» Bemerkungen z.B. über «zu starken Schweizer Akzent» bei einigen Lehrenden oder die (zu) hohen Anforderungen, die das Immersionsprinzip mit sich bringt. Dass solche Dinge auch tatsächlich gelegentlich – und in begrenztem Ausmass – Probleme mit sich bringen, soll nicht in Frage gestellt werden. Dennoch ergibt die Befragung eindeutig, dass das Prinzip des «totalen Sprachbads» im Unterricht als überaus positiv eingeschätzt wird und das Interesse und die Toleranz gegenüber dem Dialekt bei den Frankophonen sehr hoch sind. Könnte dies nicht zu der Überlegung Anlass geben, ob nicht auch im allgemeinen die kritischen und auf Probleme der Schweizer Sprachsituation hinweisenden Stimmen, wie sie sich in der öffentlichen Diskussion, speziell in den Medien, erheben, zwar «lauter»

sind und schneller wahrgenommen werden, aber eben doch kein getreues Bild der Realität liefern, sondern einer verzerrten Wahrnehmung Vorschub leisten? Schade wäre es jedenfalls, wenn es eine verzerrte Realitätswahrnehmung wäre, die dazu führt, dass Frankophone in Genf das Deutsche tatsächlich (nur) als die Sprache eines fremden Landes und nicht als diejenige anderer Schweizer (kennen)lernen könnten.

Anmerkung

1 Herzlich danken möchte ich an dieser Stelle den Studierenden für ihre Antworten, einer Studentengruppe, die die erste Version des Fragebogens erstellt hat, schliesslich aber besonders Laure Saporta, die sich an der Erstellung und Auswertung des endgültigen Fragebogens mit viel Einsatz beteiligt hat.